

Aus dem alten Laufenburg

Autor(en): **E.Z.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **12 (1908)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574177>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Gottfried Herzig, Bielefeld. Mädchenbildnis.

über dem Bilde beinahe den Maler vergißt. Ja, fast möchte man sagen, daß Herzig seine Eigenart derjenigen des Gegen-

standes unterordnet, dessen charakteristisches Wesen lauter vernehmlich wird als die Individualität des Künstlers.

Diese liebevolle Hingabe an den Gegenstand gibt dem Künstler eine ganz besondere Befähigung für das Bildnis. Die Porträte der fünf Geschwister, die wir heute bringen, sind dafür ein lebendiges Zeugnis. Wie vorzüglich hat es Herzig hier verstanden, trotz dem stark hervortretenden gemeinsamen Familienzug die Eigenart jedes einzelnen der Kinder zur Geltung zu bringen, sodaß im unfertigen Wesen schon die Individualität des einstigen reifen Menschen fühlbar wird! Dieses sichere Erfassen des Charakteristischen lassen auch die Schwarzweiß-Reproduktionen erkennen, obschon ihnen ein Wichtiges fehlt, die ungemein feine Abstufung in der Gebung des Inkarnates, das bei den fünf blonden Kindern so sehr ähnlich ist. Nur eine ganz feine Charakterisierungskunst ist imstande, derartig intime Nuancen zu erfassen und wiederzugeben. Ueberhaupt sind diese Bilder von einer ungemein glücklichen Farbigeit und einem erfreulichen Zusammenstimmen. Obschon jedes der vier für denselben Raum bestimmten Gemälde seine eigentümliche Farbgebung hat, klingen doch alle in einem vollen und angenehmen Akkord zusammen, dessen Dominante ein helles und freudiges Blau ist, das bald breit und kräftig, bald discret und zart auftretend die verschiedenen Bilder verbindet.

Das streng und ernst erfasste Herrenbildnis, das wir den anmutig frischen Kinderbildern anreihen, zeigt Herzigs tüchtige Weise wieder von einer andern, nicht minder vorteilhaften Seite.

Als wir das letzte Mal von Gottfried Herzig sprachen, war auch kurz von dem Leben des schwerflüssigen Berners, der sich aus eigener Kraft zum Künstler emporgekämpft, die Rede. Zu den spärlichen Angaben von damals mag heute das Porträt Herzigs ergänzend hinzutreten. Der festgefügte Kopf mit den verschlossenen und trockigen Zügen und der kräftige eigenwillige Nacken sagen, daß wir es hier mit einem Menschen zu tun haben, dem seine Malerei kein angenehmes Spiel bedeutet, sondern eine strenge ernste Arbeit, ein heißes zielbewußtes und zielstärkeres Ringen.

M. W.

Aus dem alten Laufenburg*).

Jetzt, wo es zu Ende geht mit dem Bild des alten Laufenburg, jetzt bringen es Maler und Photographen in aller Augen. Immer wieder begegnet man dem Bild der Schönheit, das nun fallen soll vor den Mächten der neuen Zeit, Mächten, die, wo sie so wirklich groß sind, auch ihr Recht haben, die Zeiten und ihr Aussehen zu wandeln. Mancher geht jetzt noch und schaut und bringt einen unbergeßlichen Eindruck heim von der alten Waldstadt überm Strudel des Laufens. Und doch ist, was heute zu sehen, nur noch ein bescheidener Nest von dem großartigen Bild, das Menschenhände über dem imposanten Werk der Natur geschaffen. Nun diese selbst, die in Ewigkeit über dem Erstehen und Wiederergehen der Menschenwerke als Zeuge zu bleiben bestimmt scheint, nun diese selbst Platz machen soll, wird sie erst recht zum Beispiel der Vergänglichkeit aller Dinge. Wenn erst einmal Elektrizitätswerk und Rheinschiffahrt ein neues Laufenburg geschaffen, wenn, wie in all den verschlafenen Bodensee- und Oberrheinstädten und -städtlein auch hier ein neues Leben triumphiert und seine Tage feiert in einem jungen und neuen Laufenburg, dann sind die Tage der idyllischen Reize des Oberrheins überhaupt gezählt, dieses Oberrheins, der lange nicht so gefeiert war, wie im Unterland der grüngoldene Strom in stolzen Männerjahren, und doch in seiner stillen Pracht vom Untersee zum Basler Knie allzeit und immer mehr bezauberte, dankbare Vertraute an sich zog. Dann mag so manches laufschige Nest sich verwandeln oder verschwinden. Das frische Leben wird eine andere Schönheit haben, und Kinder einer andern Zeit werden sich ihrer freuen. Wir aber, die noch das alte gewohnt waren und seine

malertische Schönheit lieb hatten, möchten gern noch in den Augen bewahren, was es noch aufzunehmen gibt. Und im Besitz des heutigen Anblicks vermögen wir noch zurückzuträumen in die Tage und Bilder, deren Reste er gibt.

So heißen wir einen Sang aus dieser Waldstadt willkommen, der uns erzählt, wie damals alles ausgesehen hat, das ganze Bild in uns aufrichtet. Das ist mehr gewesen als ein Idyll, ein Bild — und nicht bloß ein Bildchen! Unser Sängler hat am Ufer des Rheinstrudels gesessen und seine Sprache zu verstehen gesucht. Ihm singt und klingt er heitere und trübe Geschichten, die sich über ihm abgespielt haben, in Menge. Er singt uns wieder. Von der stolzen Burg, die der Schloßberg trug, und von der Burg Ostringen gegenüber, „Istrecht über der Stromschnelle“, über der „minderen“ Stadt thronend, sodaß der ganze Laufens wie ein einziges Burgtor sich ausnehmen mochte oder wie ein kunstreicher Riegel zwischen dem Schwarzwald und dem Jura.

Fritz Wernli hat uns diesen Schwarzwaldsang geschenkt. Die „Wirrnisse, eine Erzählung aus dem süddeutschen Bauernkrieg,“ sind bei Sauerländer in Marau erschienen.

Ohne uns irgend zu beschweren, hat er seine Dichtung auf dem Boden solider historischer Vertrautheit aufgerichtet. Wir sind vom ersten Ausgang an vertraut mit den Burgleuten von Bieladingen und Ostringen und mit dem dicken Statthalter Oesterreichs auf der alten Laufenburg. Wir sind mit eins mitten drin im Matsch und Betrieb des Brückenstädtleins, wir haben in aller Flüchtigkeit eine lebendige Bekanntschaft mit

* Vgl. „Die Schweiz“ VIII 1904, 524 f.

ihm gemacht. Ja, ganz unmerklich hat es sich begeben, daß unserem Gewährsmann in seinem Sinnieren im Rheinrauschen noch manches im Ohr geblieben, was nicht auf historische Beglaubigung spekuliert, als keiner besondern Zeit Merkmal sich heimweisen ließe. Ihm hat der alte Rhein, der so vieles gesehen und aufgefangen und vor dem sich so viele Menschen gefolgt und gleich und — eben Menschen geliebt sind, nicht bloß Gewesenes anvertraut, sondern auch mit aller Liebe Schalkhaftigkeit von Dingen erzählt, die sich gleich geliebt sind wie er selber: vom Menschenherzen und vom Herzen einer kleinen Stadt. Und diese bleibenden Typen sind mit ganz eigenen Zügen porträtiert. Fast könnte man glauben, Vater Rhein habe sie seinem andächtigen Menschenfischer persönlich überwiesen. Doch es ist hier nichts auszubringen. Die Porträtierten werden sich schon erkennen, und an uns andern ist es nicht, nach dem Modell zu fragen und nach seiner Zufriedenheit. Es ist ja lange her, daß die Bauern die Burg vor den Augen der ehrsamten Städter eskürrt und verbrannt und den tapfern Schloßherrn und sein wehrhaftes Gesinde im verzweifeltsten Kampf erschlagen haben, daß der Hans aus der Lochmühle, der Bauernheld, seine Jugendliebste aus dem Handgemenge davongetragen, über den Strom geschafft und ihr Ohm, Herr Ulrich von Habsberg, ihr Pate, in seinen bitteren Regenten-

pflichten ihn nach der großen Niederlage zu Füßen der Rüßaburg auf dem Marktplatz dem Henker hat übergeben müssen. An die vierhundert Jahre sind es her. Nur die Laufenburger Fastnacht und die Weiße Hans Steisackambendels fristen bis heute ein populäres Dasein.

Das Bändchen von anderthalbhundert Seiten läßt sich in seinem handlichen Format in jede Rocktasche stecken. Es liest sich leicht und liest sich wieder. Ungemeine Vorzüge liegen in seiner schlichten Knappheit; die Erzählung geht zuweilen fast im Balladentempo davon. Die paar Ausfegungen, die wir an seiner Prosa zu machen hätten, mögen dieser Vortragsweise ins Konto zu setzen sein. Ich mag mich dabei nicht aufhalten. Den frohen Genuß haben sie mir nicht getrübt.

Man scheidet von dem Büchlein mit dem Eindruck, es sei aus behaglicher Muße und geduldigem bewußtem Schaffen herausgereift. Bei solchen Früchten rechnet man nicht auf chronische Wiederkehr. Aber man freut sich des Gedankens, daß Fritz Wernli uns noch mehr zu geben hat.

Ein Wort noch dem dekorativen Buchschmuck von G. Bodelens. Er wirkt kräftig und suggestiv und gehört zum Besten, was von dem Aarauer Maler bis jetzt an die Öffentlichkeit getreten ist.

E. Z.

Totentanz von Adolf Frey.

Mit dem Bildnis des Dichters von Ernst Würtenberger, Zürich.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Das Totentanzmotiv, dessen sich heute ein Künstler annimmt, kann kaum mehr völlig ein reines Totentanzmotiv bleiben.

Verderbliche Anschläge mit einer Aufforderung zum Tanz zu maskieren, ist für unsere Zeit ein allzudeber Spaß. Im Mittelalter war er möglich, und, wie das Volksmärchen zeigt, beliebt. Daß er sogar dem Tode zugetraut wurde, ist auch nicht unerklärlich. Der Tod handelte zu jener Zeit vielfach merkwürdig und auffallend. Er holte die von den armen Unterdrückten noch unüberbrückbar getrennten Großen, er räumte in Pestzeiten Häuser und Dörfer; Hunger, Glend und Gewalttat waren ihm stetig zu Diensten. So erregte er die auf dem Bildungswege noch mangelhaft gestillte, doch gerade infolge der dunkeln Zeitgeschichte durstige und leistungsfähige Phantasie und fiel dem immer wachen Humor zur Beute. Erregte Laune und Stimmung aber löste sich damals fast unfehlbar in Spiel und Tanz aus.

Fürchtete der mittelalterliche Mensch den Tod mehr, als wir es tun, so war er doch andererseits abgestumpfter gegen ihn. Er stand mitten in seinem Leben. Man denke an die kummervolle Sorge und heiße Mühe für das Seelenheil der Abgeschiedenen, an Kreuzgang und Weinhaus zehn Schritte vom Brunnen am Markt, an die tägliche Möglichkeit, daß ein Armenfünderglöcklein einem blauen Tag widerstritte, an Kriegsruf auf dem Wall und Fehde am Feldbrand!

Das alles macht das Jahrhunderte lange Spiel mit der Gestalt des Knochenmannes wohl begreiflich.

Nachdem der bleiche Geselle lange Zeit konventionell geblieben war, erlebte er durch Holbein seine Renaissance. Er gewann individuelle Bedeutung und überhaupt die starke Bedeutung, deren erste Folge war, daß ihm das Tanzen nicht mehr beifiel. Er wurde zur leidenschaftlich bewegten Persönlichkeit. Sie verkörperte und brachte zur vollendeten Darstellung das Verhältnis des mittelalterlichen Geistes zu den letzten Dingen.

Das Totentanzmotiv ist seitdem nicht ausgestorben, sondern hat im Gegenteil zuweilen die tiefsten Künstlernaturen angezogen. Es dichterisch in einem großen Zyklus zu verarbeiten, hat Adolf Frey unternommen. Er hat uns mit seinem Totentanz geschenkt, was Holbein für seine Zeit geleistet hat. Damit sind also schon die Wehlichkeiten und die gewaltigen Unterschiede zwischen dem neuen und dem alten Werke angedeutet. Seine liegen in der Gemeinsamkeit des Themas, in der bild-

rischen Bedeutung, in der hohen künstlerischen Vollendung, in der epischen Energie der Darstellung. Diese, durch Zeit und Nationalität bedingt, sind Unterschiede der Auffassung, der Motive, der Schauplätze, der künstlerischen Ausdrucksmittel.

Versuchen wir mit dem Folgenden dem Werke des Schweizerischen und modernen Künstlers näherzutreten!

Was uns an diesem Werke zuerst auffällt, ist wohl der, verglichen mit dem Schmerzenshema, gehaltene Ton.

Nicht redend, sondern lediglich bildend (um an das be-



Gottfried Herzog, Meienbach. Mädchenbildnis.